lächelt: „Sie sind der Schlimmste nicht, Herr Schulze!“
Der will keine Schonung.
„Ach, was! Es ist rundheraus gesagt eine Schweinerei, wie ich mich benahm!“

Dann greift Herr Schulze in die Tasche.
Hier ist die Geschichte eigentlich zuende. Denn es ist gar nicht wichtig, wie viel nun Schulze gab. Wichtig ist, daß er überhaupt gab, aus der Erkenntnis des Herzens heraus.

Schmunzeln in Suomi

Finische Zeitungssensatiönchen aus der guten alten Zeit Gesammelt von Werner Freytag

Der verhinderte Festredner.

Es ist schon eine gute Weile her, da sich diese Geschichte ereignete. Einige hochbetagte Helsingforser entsinnen sich noch heute der allgemeinen Aufregung, die sie einst hervorrief. Es war zu jener Zeit, da der begnadete Künstler L. Mechelin seine großen Triumphe in Finnland feierte. Man riß sich sozusagen um ihn. Die Zeitungen des Landes wetteiferten, Original-Unterredungen mit dem Gefeierten ihren Lesern zu bieten. Sie schickten ihre besten Köpfe und Federn zu ihm ins Hotel, um ihn nach allen Regeln der Kunst zu interviewen, doch zeigte der hohe Herr sich nicht willfährig, ihnen etwas von seiner Weisheit zu verzapfen. Grob wurde er, wenn irgendein Berichterstatter ihn um Ueberlassung des Manuskriptes einer seiner vielen Ansprachen bat. Da half kein Bitten und Beschwören. Mechelin schüttelte ärgerlich den Kopf. Er hatte so seine Erfahrungen gemacht, und sie waren keineswegs ermunternd.

Gebranntes Kind scheut das Feuer. Die Leute von der schwarzen Kunst hatten ihm einst — wenn auch völlig unbeabsichtigt — einen Tort zugefügt, den er ihnen zeit seines Lebens nicht vergaß. Studentensänger mit ihren Professoren veranstalteten damals unter reger Anteilnahme der Einwohnerschaft ein nordisches Frühlingsfest. Der kalten Witterung halber sollte es ursprünglich im Saale eines Gasthauses steigen, doch erwies sich der Raum als viel zu klein, und man sah sich genötigt, die Veranstaltung ins Freie, in den Garten des Gasthauses zu verlegen.

Mechelin hatte sich bereit erklärt, die Festrede des Abends zu halten, und, den Bitten einiger Zeitungsleute nachgebend, das Manuskript seiner Ansprache den Redaktionen zweier Tageszeitungen im voraus ausgehändigt.

Der Abend kam und nahm zunächst einen glänzenden Verlauf. Fanfarenbläser verkündeten das Auftreten des Festredners. Mechelin erschien auf dem Rednerpult. Rauschender Beifall umbrandete den beliebten Künstler. Klar und vernehmlich fielen seine ersten Worte in die Versammlung.

Plötzlich tauchten am Eingang des Gartens einige Zeitungsjungen auf und stürzten sich mit lauten Rufen in die Menschenmenge. „Extrablatt! Extrablatt! Festrede des Herrn Mechelin!“ schrien die Bengels respektlos. Und um den Absatz ihrer Sonderausgaben zu beschleunigen, krächzten sie einige Stellen aus der Mechelinschen Ansprache in die Menge.

Wie vor den Kopf geschlagen, stutzte der große Künstler. Schon sah er, wie sich die ersten Neugierigen um die Zeitungsjungen scharten und die Sondernummern zu kaufen begannen. Das war zuviel. Im Vollgefühl seiner Würde brach Mechelin seine Ausführungen ab. „Lesen Sie bitte die Fortsetzung meiner Rede in der Zeitung!“ fauchte er seine Zuhörer an und verließ, auf das tiefste gekränkt, Podium und die baß erstaunte Festversammlung.

Ein Freundschaftsdienst und seine Folgen.

Als der „Skalde“ Hjalmar Procopé die „Tammerforser Neuigkeiten“ redigierte, wurde für einen Abend ein Benefiz-Konzert der berühmten nordischen Sängerin Maikki X. angesetzt. Am Tage, da dieses künstlerische Ereignis Wirklichkeit werden sollte, erhielt der Dichter-Redakteur zufällig den Besuch eines alten Studienfreundes, des Musikrezensenten Karl Flodin. Das fröhliche Wiedersehen mußte selbstverständlich nach Redaktionsschluß in einer der Weinkneipen von Tammerfors gründlich begossen werden. Als die beiden Jugendfreunde etliche Flaschen geleert, besann sich Procopé plötzlich auf seine beruflichen Pflichten: „Ich muß jetzt aufbrechen“, riß er sich zusammen, „habe heute abend noch das Konzert der Maikki zu besuchen. Also entschuldige mich, Bruderherz!“

Aber das Bruderherz wollte nicht. „Das wäre ja noch schöner“, brummte der gefürchtete Musikrezensent, „jetzt fortgehen, da wir just im besten Zuge sind! Daraus wird nichts, mein Lieber! Ich schreibe dir hier im voraus die Besprechung. Die Maikki habe ich unzählige Male gehört und kenne ihr Programm so gut wie auswendig.“

Procopé ließ sich erweichen. Man trank noch eine Flasche. Dann schrieb Flodin, von Bachus beschwingt, eine herrliche Besprechung des Konzertes. Im Mondschein wandelten beide zur Setzerei und lieferten traumselig das Manuskript beim Faktor ab.

Die Morgenausgabe der „Tammerforser Neuigkeiten“ erweckte nun den berüchtigten Sturm im Wasserglase. Unaufhörlich erschienen Leser und Leserinnen des Blattes in der Redaktion, schneiten Briefe herein und verlangten boshaft Auskunft, ob der Rezensent wohl unter die Geistersehr gegangen wäre. Denn das Konzert war in letzter Stunde infolge Heiserkeit der beliebten Sängerin abgesagt worden ...

Das liebliche Mißverständnis.

Das finnische Provinzstädtchen Gamlakarleby erfreut sich seit altersher eines guten musikalischen Rufes. Dort erscheint seit einer Reihe von Jahren eine Tageszeitung mit dem nicht ganz leicht auszusprechenden Namen „Keskipohjanmaa“. Sie brachte eines Morgens die Vornotiz eines im Städtchen stattfindenden Konzertes von Kerttu Vanne. Der Alleinschriftleiter des Blattes, ein tüchtiger, arbeitsamer Journalist, bedauerte im stillen, sich nicht selbst diesen erlesenen musikalischen Genuß gönnen zu können, da für ihn der fragliche Abend bereits durch eine Gemeinde-Versammlung ausgefüllt war.

Dennoch nahm sich der Wackere vor, die Konzertbesprechung zu schreiben. Er hatte jahrelang im Vorstand eines heimatlichen Gesangvereins gewirkt und verstand sich auf die Schönheiten der holden Frau Musika.

Der Abend rückte heran, und der Redakteur hatte seine Besprechung schon so halb im Kopfe. Der Name Kerttu Vanne war ihm allerdings ein nebelhafter Begriff. Natürlich mußte es eine ganz bedeutende Künstlerin sein, sonst hätte man sie nicht ausgerechnet in Gamlakarleby auftreten lassen. Um sicher zu gehen, schickte er seinen „Kanzleichef“ ins Konzert, einen aufgeweckten jungen Mann, der Lehrling, Laufjunge und Hilfsberichterstatter in einer Person war. Der Junge sollte feststellen, ob die Künstlerin tatsächlich erschienen war und das Konzert programmgemäß stattfand. Auch sollte der junge Mann ihm mitteilen, ob sich die Veranstaltung eines guten Besuches erfreute und über wieviel Hervorrufe und Blumensträuße die Künstlerin am Schluß ihrer Darbietungen mit Knicks und Kußhand quittieren konnte.

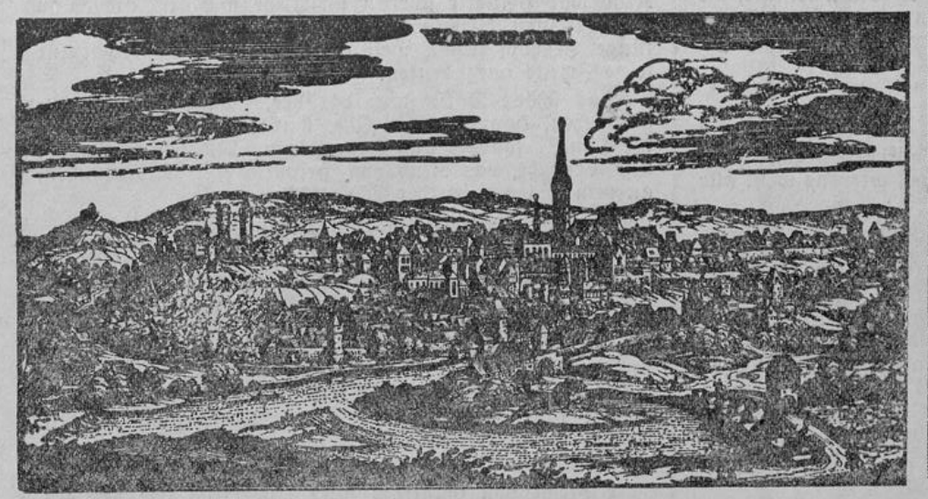
Nach Erledigung seines Versammlungsberichtes machte sich unser Redakteur an die Arbeit. Vor ihm lag ein kurzer Brief des jungen Mannes, der in dürren Worten jede der ihm gestellten Fragen beantwortete. Es war schon spät in der Nacht, als der Journalist aufseufzend seine Besprechung beendete. Da fehlte nichts. Der dunkle schöne Klang der Stimme, der Belcanto, ein prachtvoll geschulter Mezzosopran — alles war da. Und so konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Es hagelte Beifallsäußerungen, Hervorrufe, Blumenspenden. Kurz: ein unvergeßlicher Abend ...

Am nächsten Morgen wurde der geplagte Mann der Feder schon frühzeitig durch Telefongeklingel aus dem Schlummer gescheucht. Eine Damenstimme klang ihm aus der Muschel entgegen: „Hat Kerttu Vanne wirklich gestern abend gesungen?“ — „Ja, gewiß“, erwiderte der Geweckte, „es war ein ganz großer Erfolg. Eine göttliche Stimme — —“

„Aber das ist doch unmögich“, fiel ihm die Teilnehmerin am anderen Ende der Strippe ins Wort, „Kerttu Vanne — die Geigerin? Kein Mensch hat sie bisher singen hören!“

Da hängte der Alleinschriftleiter des „Keskipohjanmaa“ erschüttert ab. Er hörte schon alle Englein im Himmel singen, sprang mit einem Satz zurück ins rettende Bett und zog sich die Daunendecke über die Ohren ...

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 91 13. November 1937 11. Jahrgang

Kinder des Rheins

16 **Roman von Anny Wothe**

„Erlaube mal, mein Sohn,“ bemerkte der Kommerzienrat, „was ist denn das für ein Benehmen? Erst ärgerst du das arme Ding, daß es weinen muß, und dann benimmst du dich hier in einer Weise —“

„Ach was,“ unterbrach Hans Ulrich höchst ungestüm den Kommerzienrat, „ihr habt ja alle keine Ahnung, wie mir zu Sinne ist. Ihr glaubt mit schönen Redensarten Menschenschicksale zu deichseln, wenn es aber zu Taten geht, dann versagt ihr vollständig. Ich finde es geradezu haarsträubend, daß du, Vater, deine Einwilligung dazu gibst, daß Babette nach Nonnenwerth geht. Ich meine, wir sind es ihr doch wirklich schuldig, ihr hier ein anständiges Leben zu bereiten.“

Gerdes lachte wieder halb lustig, halb spöttisch auf.

„Du tust, als sorgst du dich Tag und Nacht um Babettche, dabei rennst du schon aus dem Hause, wenn nur ein Zipfel von ihrem Kleide sichtbar wird.“

„Schweige gefälligst,“ gebot der Kommerzienrat seinem Jüngsten und indem er sich umständlich eine Zigarre anzündete, meinte er sarkastisch:

„Mein lieber Junge, es rappelt wohl bei dir. Mir wäre es natürlich auch lieber, Babettche bliebe bei uns; denn sie ist die einzige, die sich um einen alten Mann wie mich wirklich sorgt und abmüht. Meinst du denn, wir hätten ein Recht, über sie zu bestimmen? Sie hat mir erklärt, sie wolle sich ihr eigenes Leben zimmern. Da kann ich sie nicht hindern.“

Gerdes, die bei dem Verweis ihres Vaters ganz rot geworden, schmiegte sich zärtlich an den Kommerzienrat.

„Gutes Väterle,“ schmeichelte sie, „du hast ganz recht, deine eigenen Töchter denken ausschließlich an sich und vernachlässigen den besten aller Väter. Und wo nun Babettche besser als wir für dich sorgt, kommt dieser böse Bube,“ — sie machte Hans Ulrich eine Faust — „und treibt meine liebste Freundin aus dem Hause. Oder glaubt du,“ erboste sie sich gegen Hans Ulrich, „Babettche wüßte nicht, wie unangenehm dir ihr Hiersein ist? Man müßte geradezu blind sein, wenn man nicht merkte, wie du ihr ausweichst. Sie ist dir eben nicht gut genug, das herzige Mädchen, daran sind die schönen Frauen, die du auf deinen Reisen kennen lerntest, schuld. Früher wolltest du nur mit Babettche spielen, viel lieber als mit uns, deinen Schwestern. Wenn einer Babette von hier vertreibt, so bist du es.“

„Was soll der Streit, Kinder,“ begütigte der Kommerzienrat, da soeben Fräulein von Bruneck auf die Terrasse trat, „auf die Schuld kommt es gar nicht an, sondern auf Babettes Willen, und den Willen eines Menschen muß man achten.“

Hans Ulrich saß steif, ohne ein Wort, und ließ alles über sich ergehen.“

„Es ist alles Quatsch,“ rief er dann auffahrend, „ihr habt die ganze Kiste verfahren, ich werde selbst mit dem Mädel reden.“

Damit stürmte er zur Tür, während sein Vater hinter ihm drein rief:

„Den Ton, mein Sohn, den verbitte ich mir, er hat noch nie hier eine Stelle gehabt.“

„Verzeihe, Vater,“ sagte Hans Ulrich stehen bleibend, ganz gefügig, „du hast recht. Ich war mehr als ungezogen, aber die Geschichte hat mich ganz aus den Fugen gebracht, weil alles anders kommt, als ich gedacht.“

„Das geht immer so,“ warf Tante Julie, die sich energisch der Teekanne bemächtigt hatte, weil Gerdes nicht acht gab und der Herr des Hauses vor der leeren Tasse saß, bedeutungsvoll ein. „Wenn du übrigens Babette sprechen willst, so mußt du dich dazu halten, ich sah sie soeben sehr eilig zur Dampferstation aufbrechen.“

Hans Ulrich war wie entgeistert, dann kehrte er langsam auf die Terrasse zurück.

„Sie ist fort?“ drängte es sich von seinen Lippen, „so einfach fort, ohne Abschied?“

„Nimm doch die Sache nicht tragisch, Junge,“ tadelte die alte Erzieherin. „Ja, das Babettche ist fort,“ wandte sie sich an den Kommerzienrat. „Das Mädel läßt Ihnen und Gerdes tausendmal für alle Ihre Güte danken und sie würde Ihnen schreiben. Sie möchten nicht böse sein, daß sie ohne Abschied gegangen und gerade heute, wo es so

viel zu tun gibt — sie wollte" — hier zögerte das alte Fräulein — „es sich und uns leichter machen."

Albrecht von Guntram sah schmerzlich berührt vor sich hin.

„Das hatte ich allerdings nicht erwartet," murmelte er und ein scheuer Seitenblick streifte seine beiden Kinder, die plötzlich dicht beieinander standen und sich in die Augen sahen. Gerdes hatte ihren Arm um des Bruders Hals geschlungen und schluchzte heiß auf.

„Nun sind wir wieder ganz allein."

Hans Ulrich löste sanft Gerdes' Arme von seinem Hals, dann sagte er hart:

„Reisende Leute soll man nicht aufhalten. Ihre Art, unser Haus zu verlassen, zeigt eben, daß wir uns wohl alle in Babette getäuscht haben."

Damit wandte er sich und schritt ohne Gruß hinaus.

Man hörte seinen dröhnenden Schritt im großen Gartensaal und wenige Minuten später raste sein Auto mit ihm vorüber.

„Der Junge wird doch noch den Hals brechen," tadelte der Kommerzienrat, „so unsinnig zu fahren."

Die Zigarre war ihm ausgegangen und mißmutig schob er die Teetasse zurück.

Babettes rücksichtsloses Vorgehen hatte ihn tief verstimmt und verletzt und er konnte es begreifen, daß Gerdes laut aufschluchzend die Terrasse verließ.

Fräulein von Bruneck aber, sich gemächlich ein Brötchen mit Honig streichend, meinte:

„Wir wollen froh sein, Herr Kommerzienrat, daß das Mädel vernünftiger war als wir alle zusammen. Sie hat getan, was sie tun mußte. Und daß sie ohne Abschied ging, daran ist Hans Ulrich allein schuld."

„Ich weiß nicht, Fräulein von Bruneck, wie Sie diese Art entschuldigen können. Es ist nicht nur undankbar, sondern geradezu herzlos. Wie ein eigen Kind habe ich das Mädel lieb gehabt und nun läuft sie wie eine Landstreicherin davon."

Tante Julie nahm einen herzhaften Schluck aus ihrer Teetasse.

„Lieber Herr Kommerzienrat," sagte sie mit dem Ton der Ueberlegenheit, wie er zuweilen Frauen eigen, die die Schwächen der Männer kennen, „die Tatsache ist, daß selbst die Gescheitesten blind sind, wenn sie nicht sehen wollen. Merken Sie denn nicht, daß Hans Ulrich lichterloh für das Mädel brennt, daß er thretwegen sein Vaterhaus meidet und daß Babette geht, weil sie Ihren Sohn nicht in Zwiespalt mit sich und seinem Vater bringen will?"

Der Kommerzienrat war aufgesprungen.

„Das wäre," rief er erregt. „Darum meinen Sie, Fräulein von Bruneck, darum ist sie gegangen?"

„Das steht fest." bekräftigte Fräulein von Bruneck und goß sich noch einen ordentlichen Schluck Rum in die Teetasse, „mir kann da keiner ein X für ein U machen. Seien Sie froh, daß das Mädel so vernünftig und anständig ist. Eine andere hätte alles daran gesetzt, den Millionärssohn an sich zu ketten, und wenn sie gewollt, dann hätten Sie heute die ehemalige Schenkin als Schwiegertochter, das weiß ich gewiß."

Albrecht von Guntram sah mit seinen blauen, scharfen Augen weithin über den Rhein. Die Nasenflügel bebten ihm leicht und wie Rührung flog es über seine strengen Züge.

Seine Gedanken wanderten weit zurück in die Vergangenheit, da sah er Babettes Mutter, ein junges, zartes Ding, die Freundin seiner Frau, und aus den goldbraunen Augen des schlanken Mägdleins strahlte ein Feuer, das ihm seltsam ins Herz drang. Gott sei Dank, er hatte sich nichts vorzuwerfen, er hatte nichts getan, um die Liebe, die ihm aus den dunklen Augen entgegenflammte, zu entfachen. Aber geschmerzt hatte es ihn und seine Frau doch, als das Dorli dann bald nach seiner Hochzeit einem jungen Künstler die Hand reichte — Babettes Vater — der, ihrer bald überdrüssig, sie vernachlässigte und sie in namenloses Elend brachte. Als er endlich starb, war das schöne Dorli eine müde und gebrochene Frau.

Niemand hatte damals begriffen, daß sie schon nach Jahresfrist den Bewerbungen des reichen Weinwirts Heinerle Gehör gab und seine Frau wurde. Wie der Kommerzienrat vermutete, nur, um Babette einen ehrlichen Namen zu geben, denn Babettes Vater war im Gefängnis gestorben. Das Kind hieß nun Babette Heinerle — der Weinwirt hatte alles gerichtlich abgemacht —, doch wenn das schöne Dorli geglaubt, sie würde ihrem Kinde im Hause des Weinwirts ein Paradies schaffen, sollte sie selbst auch leer ausgehen, so hatte sie sich gründlich getäuscht. Das Kind war Heinerle überall im Wege und erst, als es zu einer kleinen Schönheit heranwuchs, behandelte er das junge Geschöpf besser, weil er hoffte, diese Schönheit für seine Zwecke auszubeuten.

Das schöne Dorli starb darüber, nach einer sehr unglücklichen, kummervollen Ehe. Guntrams Frau hatte sie ihr Kind besonders ans Herz gelegt. Indessen scheiterten alle Versuche, das Kind von Heinerle frei zu bekommen, an dem Eigenwillen des Weinwirts.

Der Kommerzienrat seufzte tief auf.

Wie die beiden Frauen, hielten auch seine Kinder die Freundschaft mit Babette aufrecht, selbst dann noch, als Babette, von ihrem Stiefvater gezwungen, das Amt einer Schenkin ausübte. Der Kommerzienrat war froh gewesen, daß er endlich das Kind der schönen Dorli, die ihn geliebt und der er nichts, rein gar nichts geben konnte, in sein Haus gerettet hatte, und nun spielte ihm das Schicksal wieder einen solchen Streich. Das Mädel ging und sein Junge, der trauerte ihr nach wie Schön-Dorli einst ihm nachgetrauert hatte.

Albrecht von Guntram sann schmerzlich vor sich hin. Er bemerkte es nicht, daß Tante Julie ihn mehr staunend beobachtete. Seine Gedanken weilten noch immer in der Jugendzeit und bei Schön-Dorli, von der seine Frau so oft zu ihm gesagt:

„Wir haben Dorli viel genommen, sie hat dich so lieb gehabt und du hast mich gewählt. Laß uns an Babettche gut machen, so viel wir können."

Und nun entglitt dieses Mädchen wieder seiner sorgenden Hand und er konnte und durfte sie nicht halten.

Seine Schwiegertochter? Nein! Er war gewiß nicht vorurteilsvoll, aber der Erbe seiner Werke, der mußte eine andere Wahl treffen. Vielleicht hatte sich Fräulein von Bruneck auch getäuscht? Doch das absonderliche Wesen seines Jungen, das ihm schon längere Zeit aufgefallen, sprach dafür, daß sie recht hatte.

Aergerlich stand Guntram auf. Nichts als Unannehmlichkeiten hatte man mit den Kindern. Daß der Junge dumme Streiche machen konnte, daran hatte er gar nicht gedacht. Zärtlich suchten seine Gedanken Babette, es war ein kreuzbraves Mädele, daß sie so still ging. Nun begriff er, daß sie sich auf eigene Füße stellen wollte und er gelobte sich, ihr in jeder Weise förderlich zu sein und ihr zu einem befriedigenden Wirkungskreis zu verhelfen.

„Und wenn das Mädel deinen Sohn wieder liebt?" schoß es ihm plötzlich durch den Kopf.

Unsinn! Um Hanno hatte sie sterben wollen, da war sie wohl vor einer neuen Liebe sicher.

Hupenklang schreckte Guntram aus seinen Gedanken. Aufmerksam spähte er hinaus.

Ohne Rücksicht auf Fräulein von Bruneck, die noch immer geduldig auf seine Antwort wartete, stürzte er zur Tür.

„Bertrudis kommt!" rief er nur im Hinauseilen und Tante Julie trank schnell den letzten Rest Tee und sagte halblaut:

„Natürlich kommt sie, Kinder kommen immer wieder zu ihren Eltern zurück. Bei manchen währt es lange, aber wer noch ein heimisches Nest hat, der findet den Weg selbst aus den fernsten Weiten."

Dann eilte sie geschäftig hinaus, für frischen Tee und Gebäck zu sorgen.

Auch auf ihrem guten Gesicht stand die reinste Freude.

Guntram war barhäuptig an den Autoschlag geeilt.

Ueberselig hob er sein schönes Kind aus dem Kraftwagen und drückte Bertrudis an sein Herz.

„Väterle," sagte die junge Frau zärtlich, den Arm des Kommerzienrats, der sie ins Haus führte, leise drückend, „nun bin ich wieder da, mein Väterle."

„Und du bleibst?"

Strahlend fragte es der Eisenmann.

Bertrudis schüttelte langsam das blonde Haupt. Auf die Terrasse mit dem Vater tretend, antwortete sie:

„Nein, liebster Vater, nur zuweilen will ich wieder bei euch sein. Mein Leben will ich still für mich auf der Heinburg leben."

Guntram hätte gern einen Einwand gemacht, aber er fürchtete, Bertrudis wehe zu tun und war schon glücklich, daß sie überhaupt gekommen.

Wie schön sie aussah, viel schöner als früher, wo noch alle Lebenswonnen hell und strahlend vor ihr ausgebreitet lagen.

Das zarte, duftige Sommerkleid, aus spinnwebfeinem, mattlila Schleierstoff, ließ ihre biegsame Gestalt leichter und graziöser erscheinen. Den Hut mit den mattlila Astern hatte sie abgenommen und die Sonne lockte goldene Funken aus dem reifen Aehrenblond ihres Haares, mit dem so eigenen matten Glanz, der den Kommerzienrat auch früher schon bei seinem Weibe still entzückt hatte.

„Wo ist Gerdes und Tante Julie?" fragte Bertrudis, lieb dem Vater beide Hände reichend.

„Tante Julie wird dir gewiß den Teetisch festlich bereiten wollen und Gerdes weint, weil Babette uns verlassen hat."

Bertrudis nickte und sagte:

„Babette hat recht, ich selbst gab ihr den Rat, Väterle."

Wie schön und hold Bertrudis vor ihm stand. Der seine Leidenszug in dem blühenden Gesicht gab ihr einen neuen Reiz. Wir froh und befreit fühlte sich sein Vaterherz, daß Bertrudis nicht in tiefer Witwentrauer zu ihm kam, wie er schon gefürchtet. Er hätte es nicht ertragen. Nein, in diesem jungen Weib war nichts Ungesundes. Rein und klar sahen ihn die tiefen traumblauen Augen an, aber auch stolz und selbstbewußt.

„Ich danke dir, Väterle," sagte sie leise, „daß du Hannos letzte Wünsche so lieb erfüllt hast.

Es ist schön, daß ich nun für einen Toten wieder beten kann, für den Lebenden hätte ich es nicht gekonnt."

Dann sprachen sie nicht mehr über die Vergangenheit und Guntram war froh, als Gerdes jetzt jubelnd, gefolgt von Tante Julie, auf die Terrasse wirbelte und stürmisch die Schwester umarmte.

„Daß der schreckliche Tag so reizend enden würde," lachte sie vergnügt. „Sieh nur, wie froh Tante Julie ist. Dir zittern ja ordentlich die Hände, Tantchen. Komm, ich will Bertrudis den Tee einschenken und du kannst sie inzwischen bewundern."

(Fortsetzung folgt)

Der große Topf

Ein Zeitbild von Herbert Steinmann

Unaufhörlich schlug der Regen gegen die Fensterscheiben. Kein Wetter, um einen Hund an diesem grauen Sonntagmittag auf die Straße zu jagen!

Bei Schulzes war es schön warm und gemütlich im Wohnzimmer. Behaglich hatte sich der Hausherr in seiner bequemen Joppe und den warmen Filzschuhen auf das Sofa gelegt. Nach einer arbeitsreichen Woche und einem guten Essen genoß er, die Hände über das werdende Bäuchlein gefaltet, seine Sonntagsruhe. Die Frau war zu einer Freundin gegangen. So dämmerte denn Herr Karl Friedrich Schulze in einen süßen Halbschlummer hinein.

Plötzlich schellte die Flurglocke. Der Ruhende riß mühsam die Augen auf und sah mürrisch um sich. Besuch? Na, das fehlte gerade noch! Er schloß die Augen wieder und machte den Versuch zu denken: Ach wes, es hat gar nicht geklingelt.

Vergebens! Lauter, mahnender schrillte die Glocke. Mißmutig erhob sich Schulze und schlurfte hinaus.

Draußen stand ein Mann, dem das Regenwasser von Mantel und Stiefeln lief. Aber sein Gesicht war freundlich, und seine Stimme klang frisch. „Heil Hitler! Ich komme wegen der Eintopfspende, Herr Schulze!"

Schulzes Gesicht verzog sich sauer. Er gähnte verdrossen und sah erbost auf den Mann. „Deswegen müssen Sie mich in meinem Mittagsschlaf stören?" knurrte er unfreundlich, „das hätte doch noch Zeit gehabt, und überhaupt dauernd soll man geben, und Kleingeld habe ich auch nicht im Hause!"

Der Blockwart, der seine Leute kannte, versuchte das bessere Ich in Herrn Schulze wachzurufen: „Sie haben doch auch schon aus dem großen Topf gegessen", erinnerte er ihn ernst.

Aber leider lag das bessere Ich Karl Friedrich Schulzes noch drinnen auf dem Sofa und schlief. Der böse Teil aber nahm es furchtbar übel, daß hier gemahnt wurde.

„Aus dem großen Topf gegessen? Ich habe die NSV und das Winterhilfswerk noch nie in Anspruch genommen!"

„Um so mehr müßten Sie dafür tun, Herr Schulze!" versuchte der Blockwart ein letztes. „Im übrigen haben Sie mich mißverstanden. Mit dem großen Topf, das meinte ich anders!"

Schulze gähnte. „Ach, kommen Sie doch ein andermal wieder!" murrte er und schloß die Tür. —

Beleidigt und verdrossen schlurfte er zu seinem Sofa zurück. Es ächzte in allen Fugen und Federn, als er sich darauf warf. Weiter schlafen! Aber es ging nicht! Das Sofa schien plötzlich unbequem geworden. Er warf sich nach links, er warf sich nach rechts — der Schlaf wollte nicht kommen.

Daß er auch immer noch an diesen Mann da eben denken mußte! Wie hatte der gesagt? „Sie haben doch auch mal aus dem großen Topf gegessen, Herr Schulze!" Was er wohl damit gemeint hatte?

„Großen — Topf — gegessen — —" Sonderbar! Schulze versinkt plötzlich, — nicht Traum, nicht Wachen ist es, und doch sieht er es deutlich —, in eine halb vergessene Vergangenheit.

Da steht der Musketier Schulze II auf einer Holzroste, unter der das Wasser bei jedem Schritt gluckst. Erde und Finsternis sind um ihn, und vor ihm auf der Brüstung des Grabens liegt das Gewehr mit der Mündung gegen das weite Niemandsland. Gelber flandrischer Schlamm klebt getrocknet an Stahlhelm, Stiefeln und feldgrauer Uniform. Es ist Krieg. Und der Tod geht um in Flandern.

Aber dafür ist etwas anderes. Jetzt kommt's wie ein Hauch vom nächsten Posten: „Essenholer kommen zurück!"

Und dann sind sie da, lehmbekleckst. Es ist eine stille Nacht gewesen, und Tommy hat nicht geschossen, und keiner ist draufgegangen beim Essenholen für die Kameraden vorne. An den Frontknüppeln aufgereiht hängen die Kochgeschirre. Wärme strahlen sie aus. Es wird im Graben lebendig.

Wenig später sitzt der Musketier Schulze II, nunmehr abgelöst, im Unterstand. Das Licht flackert über die unrasierten Gesichter, die alle merkwürdig ähnlich sind, kantig, hart. Es kann keiner sagen, wer in Friedenstagen einmal Hafenarbeiter war oder Kaufmann oder Oberlehrer oder Dreher. Alle sind sie gleich, alle sind sie feldgrau, und alle löffeln sie aus dem Kochgeschirr, und wenn einer nicht mehr mag und was übrig hat, dann schiebt er dem anderen das Ding hin. „Da iß weiter, Kamerad! Mir langt's!"

Und wenn's knapp ist, daß Männer und Kochgeschirre stecken blieben im Höllenfeuer, dann teilen sie das Wenige, was durchgekommen ist, das letzte Stück Brot und die letzte Zigarette, und das ganze Leben und Sterben, das Lachen und den letzten Seufzer in dieser Erde Flanderns.

Sie essen alle aus demselben Topf.

Karl Friedrich Schulze hält es nicht mehr auf seinem Sofa. Er springt auf. Da fliegen die warmen Schuhe hin und die Joppe. Rot ist sein Gesicht, aber es ist nicht Schlafröte, es ist Scham, bittere Scham! Er zieht sich mit der Geschwindigkeit eines Soldaten um, den der Alarm geweckt. —

Der Blockwart sitzt gerade bei seinem Eintopf, den ihm die Frau warm gehalten. „Entschuldigen Sie", sagt er, als Herr Schulze hereinkommt „unsereins kommt an solchen Tagen spät zum Essen!"

Aber der Besucher, dem das Regenwasser aus Stiefeln und Mantel läuft, hat Herzensnot. „Ich habe um Verzeihung zu bitten!" sagt er, und blickt den Blockwart fest an. „Ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnert haben — an den — den großen Topf. — Sie wußten vielleicht, daß ich im Felde war — und es sollte doch heute nicht anders sein als damals, — — ich habe mich unglaublich benommen. Ich — —"

Der Mann, zu dem er kam, will es ihm leicht machen. Er